

Erinnerungen an das jüdische Leben in Kastel

Von Wolfgang Wenzel

KASTEL - Frühlingstraße 11. Hier stand die Synagoge der israelitischen Religionsgemeinschaft von 1834 bis 1922. Erhalten geblieben ist nichts. Doch die Stadt setzt sich dafür ein, dass die Erinnerung an das jüdische Leben in Kastel nicht verblasst. Die Regionalparkstation auf dem Rathenauplatz soll dafür eine Plattform bieten. Was in keinem Geschichtsbuch geschrieben steht, wird auf Informationstafeln nachzulesen sein, eingebettet in eine Fülle von Informationen über Vergangenheit und Gegenwart des Stadtteils.

Ein Kapitel will die Stadt der Jüdischen Gemeinde widmen, illustriert unter anderem mit einer Skizze der Kasteler Zeichnerin Elsbeth Hartmann, auf der zu sehen sein wird, wie die Synagoge ausgeschaut haben mag.

Ein stattlicher Bau

Laut Überlieferung war die Synagoge ein stattlicher Bau mit einer hoch aufragenden Fassade, die von einem Davidstern gekrönt wurde. Und sie hatte eine Mikwe, ein rituelles Frauenbad in direkter Verbindung zu fließendem Wasser, das wenige Schritte weiter aus einem Brunnen auf dem Nickelsbornplatz zutage trat.

Die Geschichte der israelitischen Gemeinde in Kastel, die zuletzt so klein war, dass sie in der Jüdischen Gemeinde in Mainz aufging, bietet reichlich Stoff für Forschung und Wissenschaft.

Auch die Stadtplanung stellte Recherchen an. Von den Anfängen in der römischen Antike über den Holocaust in der Nazi-Zeit bis zum Umgang mit der Historie in der Gegenwart reichte ihr Erkundungstreifzug durch die Geschichte. Auf den Tafeln der Regionalparkstation wird unter anderem stehen, wie die Jüdische Gemeinde im Mittelalter ihren Aufschwung nahm und nach dem Ersten Weltkrieg an Bedeutung verlor. Wie sie von fünf Familien im 15. Jahrhundert auf 14 Familien im 17. Jahrhundert wuchs. Wie später die Einweihung der Synagoge zu einem Fest für ganz Kastel wurde, und dass das Gotteshaus schließlich doch aufgegeben wurde, weil zu wenig Gläubige im Ort wohnten, um einen jüdischen Gottesdienst abzuhalten.

Schon 1908 war die Blütezeit vorbei und die Synagoge nur an hohen Feiertagen geöffnet, die Jüdische Gemeinde bestand noch bis 1914. Nach weiteren acht Jahren wurden Grundstück und Gotteshaus verkauft, weil es seine religiöse Funktion verloren hatte.

Eine bemerkenswerte Wandlung, denn die israelitische Religionsgemeinschaft von Kastel hatte Geschichte geschrieben, die heute Gegenstand von Forschungsarbeiten in Amerika ist. Festgemacht an Aufzeichnungen von Kantor Bernhard Cahn, dem Lehrer und Vorsänger der Jüdischen Gemeinde, der von 1817 bis 1871 in Kastel Tagebuch schrieb und einen Schatz an Informationen zurückließ. Als seine Nachfahren unter dem Druck der Nazis ins Exil gingen, gelangten auch die Tagebücher nach Amerika, wo sie seitdem von der Professorin Arlene Sachs aufbewahrt und der Kölner Judaistin Peri Terbuyken zur Auswertung überlassen

wurden. Das Wetter, die Temperaturen, ob der Rhein Eis mit sich führte oder nicht, die Getreidepreise: Lebenspraktische Informationen, die Kantor Cahn in deutscher Sprache mit hebräischer Schrift festhielt und damit ein umfassendes Bild vom Kastel des 19. Jahrhunderts zeichnete.

Stolpersteine als Mahnmal

Wenige Schritte vom Rathenaupatz entfernt in der Eleonorenstraße liegen Stolpersteine vor den Häusern, in denen jüdische Bürger wohnten, bis sie von den Nazis in die Konzentrationslager deportiert wurden. Auf den geplanten Informationstafeln der Regionalparkstation soll diesen Menschen ein besonders breiter Raum mit biografischen Notizen gewidmet werden: Dem Pharmaunternehmer Dr. Julius Thilo, der in der Eleonorenstraße lebte und im Februar 1942 nach Auschwitz deportiert wurde und den Ehepaaren Itta und Abraham Laub, Marie und Moritz Oppenheim sowie Selma und Heinrich Wolf, die aus Mainz in die in der Eleonorenstraße eingerichteten „Judenhäuser“ umziehen mussten, bis sie deportiert und in den Konzentrationslagern Sobibor und Belzec ermordet wurden.

Erwähnt werden auch jene Bürger, die sich heute zusammen mit dem Aktiven Musesum Spiegelgasse in Wiesbaden dafür einsetzen, dass die einstigen Wohnorte der Opfer mit Stolpersteinen kenntlich gemacht werden. Das sind kleine, pflastersteingroße Mahnmale aus Metall, vor denen man sich verneigen muss, um die Informationen auf ihnen lesen zu können.